

Zur Kritik an Durkheims Programm für die Soziologie

Siegwart Lindenberg

Rijksuniversiteit Groningen, Sociologisch Instituut
Grote Markt 23, Groningen, Niederlande

Z u s a m m e n f a s s u n g: Durkheims Programm für die Soziologie wird rekonstruiert und einer Kritik unterzogen. Dieses Programm hat drei Ziele: Soziologie als eine Wissenschaft (1) von sozialen Phänomenen (2), die als Wissenschaft autonom ist (3). Es stellt sich heraus, daß diese Ziele (in ihrer weiteren Ausarbeitung) nicht zu vereinen sind. Hierdurch entstehen Probleme, die Durkheim zum Teil ad hoc löst und zum Teil nicht sieht. Die schwerwiegendsten Folgen dieser Widersprüche sind: Erstens die Eliminierung des Individuum als einer theoretischen Kategorie und damit die Eliminierung des Handelns zugunsten von Phänomenen, die Handeln in keiner theoretisch angebbaren Weise implizieren: strukturierte Erwartungen, Überzeugungssysteme, Symbolsysteme; zweitens die Entstehung einer Schatten-Methodologie, in der das Handeln ad hoc wieder auftaucht, die aber außerhalb des Programms steht und darum nicht kritisiert und weiterentwickelt wird; drittens Vernachlässigung des Problems der Unvollständigkeit sozialwissenschaftlicher nomologischer Hypothesen und dadurch das Fehlen einer soziologischen Tradition, die sich um eine Methodologie bemüht, die das Unvollständigkeitsproblem löst. Wegen der Verankerung der soziologischen Folklore im Durkheimschen Programm liefert die Kritik an diesem Programm zugleich auch einen Beitrag zur Kritik an der soziologischen Tradition.

1. Einleitung

„Durkheim ist das Musterbeispiel eines Soziologen“, schrieb Robert Nisbet (1965: 1). Damit faßte er nur zusammen, was viele andere Soziologen, Theoretiker und Empiriker in gleichem Maße, schon vor ihm mit anderen Worten gesagt haben. Die Bewunderung ist heutzutage wieder etwas verebbt, aber sein Werk ist so in die Folklore des Soziologiebetriebes eingegangen, daß sein noch immer großer Einfluß nicht mehr in gleichem Maße sichtbar wird.

Ich gehe davon aus, daß diese Beispielhaftigkeit von Durkheim vor allem seinem Programm für die Soziologie und der Interpretation seiner Studien im Lichte dieses Programms zu verdanken ist. Dieser Ausgangspunkt ist nicht willkürlich gewählt. Es läßt sich zeigen, daß seine Studien über Solidarität, Selbstmord und Religion konsistent von einem „anti-Durkheimschen“ Programm her interpretiert werden können, ohne ihnen Zwang anzutun (vgl. Lindenberg 1975). Vor dem Hintergrund eines „anti-Durkheimschen Programms“ bleibt Durkheim natürlich noch ein bedeutender und einfallsreicher Soziologe, aber die Rolle als Musterbeispiel fällt weg. Es kann also nicht an den Studien liegen, daß Durkheim als ein Mustersoziologe gesehen wird. Darum liegt es nahe, daß tatsächlich sein Programm und die Interpretation seines Werkes im Lichte des Programms dafür verantwortlich sind.

Vom Standpunkt neuerer Entwicklungen in der Soziologie (vor allem des nutzentheoretisch gerichteten Modellbaus) ist Durkheims Programm (und die Folklore, die auf seiner Basis entstanden ist) ein Hindernis für die Entwicklung der Soziologie, solange es ernst genommen wird und sein versteckter Einfluß in der Folklore des Soziologiebetriebes weiterlebt. Ziel dieses Aufsatzes ist daher, das Programm zu kritisieren, und zwar so, daß dabei so deutlich wie möglich wird, daß es keinen Sinn hat, das Programm an der einen oder anderen Stelle zu korrigieren oder anzupassen. Hierzu ist es nötig, das Programm unabhängig von den konkreten Studien zu rekonstruieren.

Obwohl Durkheim sein Programm in jeder seiner großen Studien wenigstens in groben Zügen darstellt, paßt er diese Darstellungen doch jeweils an das Studienobjekt (wie Solidarität, Selbstmord, Religion) an. Will man die Rekonstruktion so weit wie möglich von den Studien loslösen, dann muß man sich auf seine beiden rein methodologischen Schriften konzentrieren: zum ersten seine Dissertation „Montesquieus Beitrag zum Aufstieg der Sozialwissenschaften“ (1892) und zum zweiten seine berühmte Abhandlung „Die Regeln der soziologischen Methode“ (1895). Diese zwei Werke bilden also die Basis für die hier vorzunehmende Rekonstruktion (das erste wird im weiteren mit *M*, das zweite mit *R* bezeichnet).

Um Mißverständnisse zu vermeiden, müssen noch einige Bemerkungen zur Verdeutlichung der Zielsetzungen dieses Aufsatzes gemacht werden. Erstens: Gerade weil Durkheims *Programm* so tief in die moderne soziologische Folklore eingedrungen ist und weil sein *substantielles Werk* für die Soziologie auch heute noch sehr aktuell ist, neigen viele Soziologen dazu, diese zwei Aspekte nicht zu trennen. Kritik am Programm wird darum leicht als integrale Kritik an Durkheims Werk überhaupt aufgefaßt und mobilisiert zum Teil irrationale Abwehrmechanismen. In diesem Aufsatz geht es *ausschließlich* um Durkheims Programm. Zweitens: Verteidigung von Durkheims Programm durch Hinweise auf die Zeit, in der er gelebt hat, ist für den vorliegenden Aufsatz irrelevant. Es geht hier um eine *systematische* Kritik, nicht um eine wissenschaftssoziologische Würdigung, gerade weil Durkheims Programm nicht nur von historischem Interesse ist. Drittens: die Kritik am Programm ist in erster Linie *immanent* und daher unabhängig von einem Vergleich mit Alternativen. Selbst wenn es im Moment keine Alternativen gäbe, müßte die Kritik also dazu auffordern, nach Alternativen zu suchen. M.E. ist der nutzentheoretische Modellbau eine akzeptable Alternative. Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es jedoch nicht möglich (und auch nicht nötig), diesen Ansatz zu präsentieren. Man kann sich darüber in der neueren Literatur informieren (z.B. Lindenberg 1981; Raub/Voss 1981; Raub 1982; Lindenberg 1982, 1983a). Dabei ist zu bedenken, daß viele von Durkheims *inhaltlichen* Ideen gerade bei der Entwicklung dieses Ansatzes eine wichtige Rolle spielen (vgl. z.B. Hirsch 1977; Lindenberg 1979; Voss 1982; Lindenberg 1983b). Ein wichtiger Teil dieser Ideen stammt aus Durkheims Kritik am Utilitarismus seiner Zeit (so wie er durch Durkheim aufgefaßt wurde). Da sich sein Programm aber *nicht* aus diesen Ideen ableiten läßt, kann die Utilitarismusdebatte (z.B. Schütte 1976) weder direkt zur Kritik noch zur Verteidigung des Programms dienen. Sie wird daher in diesem Aufsatz nicht aufgegriffen (siehe dagegen Lindenberg 1983a).

Die Struktur des Aufsatzes ist wie folgt: Erst wird das Programm rekonstruiert; danach wird kurz auf die Frage eingegangen, wie es möglich war, daß dieses Programm zum Musterprogramm der Soziologie werden konnte; und schließlich wird das Programm kritisiert. Diese Kritik be-

schränkt sich auf einige Hauptprobleme, und es ist kein Anliegen dieses Aufsatzes, irgendeine Durkheimdiskussion in der Literatur zu belichten.

2. Rekonstruktion des Durkheimschen Programms für die Soziologie

Das Programm von Durkheim basiert auf drei zusammenhängenden Programmzielen: Die Errichtung der Soziologie als einer *Wissenschaft* (1) von *sozialen* Phänomenen (2), die als Wissenschaft *autonom* ist (3). Für jedes dieser drei Programmziele führte Durkheim eine Reihe von Punkten an, die das Ziel verdeutlichen, mitunter methodologische Konsequenzen zur Verwirklichung des Ziels angeben und den Zusammenhang mit den anderen Zielen herstellen.

2.1. Soziologie als „Wissenschaft“

Um eine echte Wissenschaft zu sein, muß Soziologie erstens *empirisch*, zweitens *objektiv*, drittens *erklärend* und viertens *beweisend* sein. Was verstand Durkheim unter diesen Bedingungen?

2.1.1. Empirisch-methodisch: Die Soziologie muß sich von den common-sense-Begriffen und Denkgewohnheiten und den Ideen von Laien emanzipieren (R xxxvii, 14 f., 32 f.). Diese Begriffe, Denkgewohnheiten und Ideen entspringen nicht-wissenschaftlichen Bedürfnissen und sind im allgemeinen falsch, naiv und hartnäckig. Selbst noch bei systematischen Denkern besteht diese Gefahr, wenn es ihr Ziel ist, die sozialen Phänomene aufzuzeigen, wie sie sein sollten, und nicht, wie ihre Natur und ihre Ursprünge wirklich sind (M 4 ff., R 16, 26, 142). Philosophen, die die Gesellschaft korrigieren oder verändern wollen, gebrauchen zwar auch empirische Argumente, gründen sie aber nicht auf vorsichtige Untersuchungen, sondern tragen sie ad hoc vor, um ihre Behauptungen zu untermauern (M 6). Ähnlich liegt es bei Lehnstuhtheoretikern (R xlvi).

Alle vorgefaßten Meinungen (common-sense, Laienmeinungen, Auffassungen über Ideale etc.) müssen ausgelöscht werden (R 31), und Resultate müssen akzeptiert werden, auch wenn sie einem nicht gefallen (R xxxvii, 32). Empirische Un-

tersuchungen müssen einer stringenten Methode folgen (R lix f., M 13). Die zu unterscheidenden Phänomene müssen *vor* der Untersuchung deutlich durch Merkmale definiert werden, und kein Objekt, das diese Merkmale zeigt, darf ausgeschlossen werden (R 34 f.).

2.1.2. *Objektiv*: Um objektiv zu sein, darf der Soziologe sich nicht auf Introspektion einlassen, selbst wenn diese methodisch und vorsichtig vollzogen wird (R xliii, 14 f., 28 ff.). Er muß davon ausgehen, daß er die zu untersuchenden Phänomene nicht kennt, daß er sie *entdecken* muß (R xxxvii, xliii, 15).

Diese Phänomene können objektiv entdeckt werden, weil sie wie andere Dinge außerhalb des Bewußtseins einzelner existieren (R 2). Das heißt, soziale Phänomene sind keine Hirngespinnste, sie sind durch keinen Willensakt zu verändern (R lvii, 28, M 3 f., 11) und sie sind stabil (M 12).

2.1.3. *Erklärend*: Jede wirkliche Wissenschaft muß nicht nur objektiv und methodisch beschreiben und klassifizieren, sondern auch die so gefundenen Daten interpretieren (M 8 f.), um sie schließlich zu erklären (R 89, 95). Interpretieren ist das Ordnen unserer Ideen dergestalt, daß diese der Ordnung der Dinge selbst entsprechen (M 10). Erklären besteht dann darin (und nur darin), die Ursache resp. die Folge eines Phänomens zu finden (R 125). Diese Kausalbeziehung wird in Form von Gesetzen ausgedrückt. Diese Gesetze sind deterministisch (R xxxiv, 93, 127), das heißt, die angegebene Beziehung ist nicht kontingent und nicht veränderlich (M 44, 62 f.). Wir müssen also Ursachen finden, die unabhängig von Raum und Zeit, immer und überall dieselben Effekte hervorbringen (M 12). Darüberhinaus müssen wir davon ausgehen, daß jeder gegebene Effekt eine und nur eine korrespondierende Ursache hat (R 128). Die Gesetze, die der Soziologe aufstellt, müssen in diesem Sinne deterministisch sein. Der Fortschritt Comtes gegenüber Montesquieu besteht gerade darin, daß er gesehen hat, daß die Gesetze der Gesellschaft nicht im Wesen anders sind als die Gesetze, die den Rest der Natur beherrschen, und daß die Methoden, die man braucht, um jene zu entdecken, dieselben sind wie die Methoden der Naturwissenschaft (M 63 f.).

2.1.4. *Beweisend*: Die allgemeine Hypothese, daß A die Ursache von B ist, ist durch die Interpretation der Daten entstanden, muß aber bewiesen werden. Die bloße Illustration durch confirmierende Beispiele ist kein Beweis (R 135). Die wissenschaftliche Methode, um zu beweisen, daß A die Ursache von B ist, ist das Experiment (R 125). In der Soziologie ist das nicht möglich. Daher muß man sich hier mit der *vergleichenden Methode* behelfen (M 50 f., R 125). Vergleich von Datenreihen zeigt uns, ob sie übereinstimmend variieren. Konstante Konkomitanz ist dann kausal, d.h. ein Gesetz, wenn es ausgeschlossen ist, daß beide Datenreihen durch eine dritte Variable verursacht werden.

2.2. *Soziologie als Wissenschaft von „sozialen“ Phänomenen*

Die von der Soziologie untersuchten Phänomene haben einige Eigentümlichkeiten: Sie sind erstens *interdependent*, zweitens *evolutionär*, drittens *komplex* und viertens *funktional verbunden*. Was verstand Durkheim unter diesen Qualifikationen?

2.2.1. *Interdependent*: Was war eine der wichtigsten Errungenschaften von Montesquieu für die Sozialwissenschaften? Durkheims Antwort: zu zeigen, daß Recht, Moral, Religion, ökonomische Faktoren nicht isoliert verstanden werden können, da sie interdependent und Teil eines Ganzen sind (M 56). Darüber hinaus entstehen soziale Phänomene durch Art und Arrangement (M 13, R 85) und durch Interaktion der Elemente der Gesellschaft (R lvi, 102 f.). Daher sind diese Phänomene außerhalb des Bewußtseins eines jeden einzelnen. Von außen üben sie einen bestimmten Zwang auf das individuelle Handeln, Denken und Fühlen aus (R 2 ff.). Nennt man diese externen sozialen Tatsachen „Institutionen“, dann kann man Soziologie definieren als die Wissenschaft von Institutionen, ihrer Genese und ihrem Funktionieren (R lvi). Beispiele der zu untersuchenden Institutionen sind: Staat, Familie, Eigentum, Kontrakt, Strafe, Verantwortlichkeit (R xlvi).

2.2.2. *Evolutionär*: Institutionen treten in einer großen Vielfalt auf und man kann sie nicht aufgrund der „menschlichen Natur“ erklären

(M 8 f.). Gesellschaften entwickeln sich evolutionär, eine aus der anderen, und darum muß man zum Verständnis von Institutionen in einer bestimmten Entwicklungsstufe die geschichtlich vorangegangenen Formen untersuchen, genau wie ein Kind anders wäre, wenn es andere Eltern gehabt hätte (M 59). Je höher die Entwicklungsstufe, desto geringer das Gewicht der Innovationen im Vergleich zu den Institutionen, die wir aus der Vergangenheit übernommen haben. Darum können die Veränderungen und Innovationen nicht verstanden werden ohne ausgedehnte historische Vergleiche und ohne die Analyse der historischen Wurzeln von Institutionen (R 138). Dabei müssen wir uns nicht – wie Comte – soziale Evolution als eine lineäre Entwicklung vorstellen, denn Evolution schafft auch heterogene und qualitativ verschiedene Gesellschaften mit eigener Individualität. Man denke besser an einen Baum, dessen Äste in verschiedene Richtungen wachsen (R 19, M 58).

2.2.3. Komplex: Wegen ihrer großen Interdependenz und historischen Veränderlichkeit sind soziale Phänomene sehr komplex, viel komplexer als Phänomene in den Naturwissenschaften. Darum kann man in der Soziologie nie sicher sein, daß man alle relevanten Fakten beobachtet hat (R 129 f.). Darüber hinaus nimmt die Indeterminiertheit mit der Komplexität der Merkmale zu, denn die möglichen Kombinationen der Teile nehmen auch zu (R 88). Aus diesem Grund kann man soziale Tatsachen von einiger Komplexität nicht erklären, ohne ihre vollständige Entwicklung in allen Gesellschaftsarten verfolgt zu haben (R 139).

2.2.4. Funktional verbunden: Zu einem vollen Verständnis sozialer Phänomene gehört, daß wir nach ihren sozialen Effekten (oder Funktionen) suchen, denn ein sozialer Organismus trachtet nach interner Harmonie und nach Anpassung an die Umwelt, wobei Nützlichkeitsaspekte für die Aufrechterhaltung von sozialen Phänomenen nicht außer acht gelassen werden können (R 97). Die Interdependenz von sozialen Phänomenen öffnet hierbei die Möglichkeit, daß eine Ursache durch ihre soziale Wirkung aufrecht erhalten bleibt. So führen kollektive Gefühle zur Strafe; die Strafe aber hat die Funktion, die kollektiven Gefühle aufrecht zu erhalten (R 96).

2.3. *Soziologie als „autonome“ Sozialwissenschaft*

Der Reifegrad einer Wissenschaft läßt sich an ihrer Unabhängigkeit von anderen Wissenschaften ablesen. Dazu gehört ein Gegenstand, der keiner anderen Wissenschaft gehört und von keiner anderen Wissenschaft analysiert wird (R 45, 145 f., M 8). In dem Grade, wie Soziologie einen eigenen Gegenstand beanspruchen kann, ist sie also eine reife Wissenschaft, die sich von Biologie und Psychologie (R 1) sowie von der Philosophie (R 141 f.) emanzipiert hat. Nur langsam ist dieser Gegenstand deutlich geworden. Er besteht aus sozialen Tatsachen (R 4). Nichts hat die Entwicklung der Soziologie so aufgehalten wie die Ansicht, daß Institutionen vom Willen von Individuen (und sei es auch Königen und Gesetzgebern) abhängen (M 11 f.). Soziale Tatsachen sind gerade darum kein Gegenstand der Psychologie, weil sie unabhängig vom Willen der Individuen sind (R 101). Natürlich können soziale Tatsachen nicht ohne Individuen existieren, aber Individuen haben keinen *kausalen* Einfluß; sie geben nur das unbestimmte Material ab, das durch soziale Faktoren geformt und umgeformt wird (R 26, 106). „Wenn das Individuum eliminiert ist, bleibt nur noch die Gesellschaft übrig. Und darum müssen wir die Erklärung des sozialen Lebens in der Art der Gesellschaft selbst suchen“ (R 102). In der Ökonomie hat sich diese Einsicht noch nicht vollzogen: Nicht die Idee des Nutzens und des Reichtums sind soziale Tatsachen, sondern die Details der ökonomischen Organisation (R 27). „Wer das Gefühl hat, Dinge vor sich zu haben, der wird nicht länger daran denken, sie durch utilitaristische Kalkulationen . . . zu erklären“ (R 144). Wir wählen nicht, ob wir in der Stadt oder auf dem Land wohnen wollen, wir wählen nicht einmal den Stil unseres Hauses oder den unserer Kleider; diese Dinge sind obligatorisch und entspringen einer öffentlichen Meinung, einem kollektiven Trieb, der sich den Individuen aufzwingt (R 11).

Für diese besondere Art von sozialer Realität ist ein besonderes „Gefühl“ nötig, und nur ein spezifisch soziologisches Training kann dazu befähigen, soziale Tatsachen richtig zu erfassen (R 145).

3. Die Beispielhaftigkeit des Programms

Es ist nicht zu leugnen, daß die drei Programmziele einen bestimmten Zusammenhang haben und gemeinsam sehr hohe Ansprüche an den Soziologen stellen. Der innere Zusammenhang der Ziele besteht darin, daß in allen drei Punkten „das Soziale“ vom Individuum losgelöst und als ein untersuchbarer Gegenstand erstellt wird. Und doch sind die Ziele in sich und untereinander so reichhaltig, daß für jeden etwas im Programm ist, solange er Soziologie als die Wissenschaft „des Sozialen“ (im Gegensatz zu Wissenschaften des Individuellen) betreiben will. Durkheim hat auch für jeden Punkt in seinen Studien konkrete Beispiele geliefert, die, im Lichte der verschiedenen Programmpunkte interpretiert, zeigen, daß das Programm auch tatsächlich ausgeführt werden kann. „Auf eine glückliche Weise verband (Durkheim) die Fähigkeit zu umfassendem logischen und philosophischen Denken mit der gewissenhaften und vorsichtigen Methode des Wissenschaftlers . . . Dies schuf die Überlegenheit seiner Arbeiten gegenüber den rein spekulativ philosophischen Arbeiten in den Sozialwissenschaften sowie gegenüber den engen faktischen Beschreibungen eines bestimmten Phänomens. Daher kommt es, daß Durkheim so hervorragt.“ Dies schrieb Sorokin 1927 (Sorokin 1964: 464), obwohl er sicher mit vielen Aspekten des Durkheimschen Programms nicht einig war. Diese Situation ist typisch: Obwohl man dem einen oder anderen in Programm nicht zustimmen kann, ist die Weite des Programms, zusammen mit den Studien, doch ein Garant dafür, daß Soziologie eine Wissenschaft sein kann.

Es ist nicht verwunderlich, daß Durkheim auch auf Anthropologen in diesem Sinne eingewirkt hat. Für diese war es vielleicht noch einfacher, die Einheit der Programmziele im „Sozialen“ zu sehen, weil die von ihnen untersuchten Gesellschaften meist wenig differenziert waren und weil ihr Gegenstand der Untersuchung, nämlich „Kultur“, ausgezeichnet zu Durkheims Auffassung „des Sozialen“ paßte. Schon im Jahre 1916 formulierte Malinowski einige „soziologische Regeln“, die er, nach eigener Aussage, brauchte, um auf den Trobriandinseln „Glauben“ (belief) zu untersuchen. „Jeder Glaube ist in allen Köpfen einer bestimmten Gesellschaft reflektiert und drückt sich in vielen sozialen Phänomenen aus . . . Die verschiedenen Glaubensüberzeugungen

und Ideen existieren nicht nur in den bewußten und verbalisierten Meinungen der Mitglieder einer Gesellschaft. Sie sind verkörpert in sozialen Institutionen und drücken sich im Verhalten der Eingeborenen aus; aus beidem müssen sie sozusagen extrahiert werden“ (Malinowski 1954: 239 f.). Malinowski verweist hierbei auf Durkheim und seine Schule, bezeugt seine tiefe Verbundenheit mit dieser und fügt sofort hinzu, daß er aber mit „kollektiven Repräsentationen“ oder gar „Gruppenseele“ nichts zu tun haben will (1954: 273 f.). Diese Kritik ist eher das Aufzeigen eines Schönheitsfehlers. Kluckhohn (1949: 297) sagte, daß Durkheim von den Anthropologen schon lange so bewundert wurde, daß sie ihn als einen der ihren beanspruchten.

Dieser Einfluß hat auf die Soziologie dadurch zurückgewirkt, daß die funktionalistische Theoriebildung in der Soziologie von den Anthropologen gründlich vorbereitet war. Hinkle (1960: 277 ff.) weist darauf hin, daß die Anthropologie, mit der großen Hilfe des zunehmenden Einflusses von G.H. Mead, den Weg zu einer kolossalen Durkheimrezeption in Amerika zwischen 1930 und 1960 geebnet hat. Doch war es nicht die funktionalistische Theoriebildung allein. Auch der wachsende amerikanische Empirismus, der auf induktiven und objektiven Untersuchungen bestand, konnte nach 1930 in Durkheims Programm Beispielhaftigkeit entdecken, gerade weil dieses Programm „professionell“ war: gegen naiven Empirismus, für eigenes Training, für den Gebrauch quantitativer Datenanalyse und deutlich für einen eigenen Gegenstandsbereich. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Depression der Rezeption des Programms geholfen hat, denn gerade die Depression schien deutlich zu machen, daß das Soziale eine eigenständige Existenz hat, der gegenüber das Individuum machtlos ist. Jedenfalls haben sich selten Theoretiker und Untersucher so mühelos auf das Programm desselben Soziologen als beispielhaft berufen können. Für Parsons ist Durkheim einer der Gründer der modernen theoretischen Soziologie, und für den Methodologen Selvin (1965: 136) steht es fest, daß die quantitative Methodologie, in der Durkheim ein Pionier war, inzwischen in weiten Kreisen in der Soziologie akzeptiert ist (siehe auch Wilson 1963 und Wilson 1973: xviii).

Durkheim ist, vielleicht gegen seinen Willen, zum Urvater des Funktionalismus *und* zum Urvater

des neoklassischen Empirismus in der Soziologie geworden. Während der Funktionalismus deutlich etwas verbleicht, hält sich der neoklassische Empirismus noch sehr gut. Er stützt sich nicht nur auf Durkheims Pionierwerk in multivariater Analyse, sondern auch auf andere Teile des Programms, die es rechtfertigen, „soziale Faktoren“ wie Religion, Anomie, Arbeitsteilung usw. als selbständige „erklärende“ soziale Tatsachen aufzufassen und als erklärende Variablen in möglichst allgemeinen Hypothesen zu verwenden.

4. Kritik am Programm

Durch die drei Programmziele entstehen interne Schwierigkeiten im Programm, die Durkheim zum Teil ad hoc löst und zum Teil nicht sieht. Diese Schwierigkeiten sind so groß, daß meiner Meinung nach das Programm, wie es steht, auch nicht durch Korrekturen hier und da gerettet werden kann. Für die weitere Entwicklung der Soziologie ist das Programm ein Hemmschuh; auch für die bisherige Entwicklung war es ein Hemmschuh. Darum sind gerade sporadische Korrekturen, die es für diesen Theoretiker oder jenen Forscher akzeptabel machen, kein Liebesdienst an der Soziologie. Zum Beispiel: Parsons' Versöhnung des Programms mit dem amerikanischen Voluntarismus veränderte das Programm nur soweit, daß es, im wesentlichen unverändert, in weiteren Kreisen in Amerika akzeptabel wurde.

4.1. Interne Widersprüche und ihre Lösung

Hier lassen sich mindestens drei Komplexe von internen Widersprüchen unterscheiden: 1. Die Eliminierung des Individuums versus das Suchen nach Ursachen und Folgen; 2. die empirische, evolutionäre und interdependente Auffassung von sozialen Phänomenen versus soziologische Kausalgesetze, die unabhängig von Raum und Zeit sind; 3. die Komplexität von sozialen Phänomenen versus die Beweisbarkeit von Hypothesen.

4.1.1. Die Eliminierung des Individuums versus das Suchen nach Ursachen und Folgen

Um Soziologie zu einer Wissenschaft zu machen, ist es nach Durkheim nötig, daß die zu unter-

suchenden Phänomene eine gewisse Stabilität zeigen. Dies drückt er dadurch aus, daß er sagt, soziale Phänomene seien nicht *willkürlich* veränderbar. Dies sagt noch nichts über das Entscheidungsverhalten von Individuen, es sagt nur, daß soziale Phänomene sich einer Veränderung widersetzen (R lvii, 28). Um aber Soziologie zu einer autonomen Wissenschaft zu erklären, muß Durkheim das Individuum eliminieren. Dies macht er dadurch, daß er einfach die erste Annahme „verschärft“ und anstatt von Willkür nun von *Willen* und Nutzenkalkulationen spricht (siehe Punkt 2.3). Plötzlich ist das Individuum zum Material geworden, das passiv durch soziale Faktoren geformt wird. Entscheidungsverhalten wird nun ausgeschlossen. Wie ist es jetzt möglich, nach Ursachen und nach Folgen zu suchen? Stellen wir uns vor, wir müßten empirisch nach der Ursache der zunehmenden Arbeitsteilung suchen. Wo müßten wir beginnen? Dies ist umso schwieriger, da wir, um Wissenschaftler zu sein, alle vorgefaßten Meinungen ausschalten müssen (2.1.1. und 2.1.2.). Natürlich können wir nicht alles untersuchen, sagt Durkheim (R 78); wir müssen uns auf entscheidene Fakten konzentrieren (R 79). Wo aber nehmen wir die Kriterien dafür her? Durkheims Lösung: *Hintergrundwissen* (R 80). Welches „Hintergrundwissen“ zieht Durkheim nun zur Suche nach der Ursache wachsender Arbeitsteilung heran? Er macht sich sogar die Mühe, die Resultate seines Buches über die Arbeitsteilung zusammenzufassen (R 92 f.). Hier geht es um das folgende: individuelle Unterschiede, auch in Geschmack und Fähigkeiten, haben (durch Bevölkerungsdruck) dafür gesorgt, daß die Nützlichkeit von Arbeitsteilung wahrgenommen wurde. Der intensiverte Kampf ums Dasein (der ebenfalls durch Bevölkerungsdruck hervorgebracht wurde) veranlaßte, daß die alten Gewohnheiten nicht mehr den gewünschten Erfolg hatten. Individuen hatten die Wahl zwischen Spezialisierung, Emigration, Selbstmord und Verbrechen. Da im Durchschnitt die Liebe fürs Leben und für das Vaterland sowie die Sympathie zu unseren Mitmenschen stärker ist als unsere Arbeitsgewohnheiten, wählten die meisten den Gang des geringsten Widerstands: Spezialisierung. Keine dieser Präferenzen ist durch Durkheim empirisch untersucht, aber wie kommt er überhaupt darauf, so eine Erklärungsskizze anzubieten? Die Antwort ist nicht schwer zu finden: *Hintergrundwissen* (ob richtig oder falsch). *Durkheim schiebt das Individuum und Entscheidungs-*

verhalten sowie Annahmen über Präferenzen in das Hintergrundwissen.

Es geht hier nicht darum, daß Durkheim überhaupt Hintergrundwissen zuläßt oder verwendet, es geht darum, wie sich das Hintergrundwissen zum Programm verhält. Wenn zur Forschung nötiges Wissen systematisch und programmatisch zum Hintergrundwissen verdammt ist, dann wird dieses Wissen selbst mit keinen Problemen konfrontiert und wir haben keinen Grund, etwas für das Erkenntniswachstum zu tun, obwohl die Suche nach relevanten Faktoren davon abhängt. Kurz, die Eliminierung des Individuums, nötig zur Etablierung einer autonomen Sozialwissenschaft, läßt sich nicht mit den einfachsten Forderungen des ersten Programmziels (Wissenschaft) vereinigen. Da hilft auch keine kleine Korrektur.

4.1.2. Die empirische, evolutionäre und interdependente Auffassung von sozialen Phänomenen versus soziologische Kausalgesetze, die unabhängig von Raum und Zeit sind

Das zweite Programmziel scheint in jedem Punkte der Forderung nach Kausalgesetzen (aus dem ersten Programmziel) im Weg zu stehen. Wenn soziale Phänomene sich gegenseitig beeinflussen und durch evolutionäre Veränderung auch noch bestimmte, qualitativ besondere Beziehungen eingehen (R 19), wie kommen wir dann zu Kausalgesetzen, die unabhängig von Raum und Zeit sind? Warum wollen wir eigentlich überhaupt diese Gesetze, wenn es uns darum geht die Wirkweise von Institutionen zu studieren? Stellen wir uns vor, wir wollten untersuchen, wie unser Staat funktioniert und wie er durch ökonomische und religiöse soziale Phänomene in Wechselwirkung einfließt wird. Welche allgemeinen Kausalgesetze suchen wir da? Durkheim gibt uns kein Beispiel. Statt dessen gibt er uns ein paar Ad-hoc-Lösungen. Zum Beispiel: Er stellt fest, die ersten Ursprünge aller sozialen Prozesse, die im entferntesten wichtig sind, müsse man in der internen Konstitution der sozialen Gruppe suchen (R 113). Diese interne Umgebung (oder Konstitution oder Milieu) bestehe aus zwei Arten von Elementen: Dingen und Personen. Die Dinge haben keine Motivationskraft (sic), darum bleiben nur die Personen übrig. Deren Beziehung zueinander nennt Durkheim menschliches oder *soziales Milieu*. „Es ist die prinzipielle Aufgabe des Soziologen . . .

diejenigen verschiedenen Aspekte dieses Milieus zu entdecken, die einen Einfluß auf den Lauf der sozialen Phänomene nehmen können“ (R 113). Bisher hat Durkheim zwei dieser Aspekte „entdeckt“ (er hat sie von Montesquieu übernommen): a) die Gruppengröße und b) die Konzentration der Gruppe (dynamische Dichte). Zugegeben, daß diese zwei Aspekte wichtige Variablen sind. Aber Durkheim hat mit einem Federstrich jeden Einfluß von Institutionen (die zu den „Dingen“ gehören) weggestrichen. Er geht noch weiter: „Diese Konzeption des sozialen Milieus als des determinierenden Faktors kollektiver Evolution ist von der größten Wichtigkeit. Denn wenn wir ihn abweisen, kann die Soziologie keine Kausalbeziehungen mehr aufstellen: Wenn wir diesen Typ Ursache eliminieren, dann bleibt keine begleitende (concomitant) Bedingung mehr übrig, von der soziale Phänomene abhängig wären“ (R 117, meine Hervorhebung). Um uns zu beruhigen, daß es doch bloß diese zwei Aspekte (Größe und Dichte) sind, die wir akzeptieren müssen, schreibt Durkheim auch noch, daß er bisher keine Veranlassung gesehen hat, nach mehr Aspekten zu suchen (R 115). Um doch wieder der Interdependenz etwas Raum zu lassen, fügt er hinzu, daß doch in jedem Moment der Geschichte der Zustand des sozialen Milieus von sozialen Ursachen abhängt, von denen einige in der Gesellschaft selbst zu finden seien und andere sich aus der Interaktion mit Nachbargesellschaften ergeben würden (R 116). In der Zusammenfassung des Buches ist alles wieder gut. Er faßt zusammen: „Wir haben gezeigt, daß eine soziale Tatsache nur durch eine andere soziale Tatsache erklärt werden kann, und wir haben gleichzeitig gezeigt, wie eine solche Erklärung möglich ist: dadurch, daß wir im internen sozialen Milieu den Hauptfaktor der kollektiven Evolution nachgewiesen haben“ (R 145).

Eine andere Ad-hoc-Lösung des Problems ist, daß Durkheim unversehens den Ausdruck „Verstehen“ einführt, ohne ihm je einen Platz in seinem Programm zu geben. „Verstehen“ taucht dann auf, wenn die Interdependenz augenscheinlich Erklärung durch allgemeine Kausalgesetze unmöglich macht (R 138 zum Beispiel). In diesem Zusammenhang führt er auch die „genetische Methode ein“ (ebenda), die die Entwicklung einer Institution bis zu den Wurzeln zurückverfolgt und so zugleich „Analyse wie auch Synthese des Phänomens“ liefert.

Eine dritte Ad-hoc-Lösung finden wir, wenn es darum geht, Kausalgesetze aus Korrelationen zu destillieren. Hier bemerkt Durkheim, daß durch die gegenseitige Beeinflussung der Variablen ein umso innigeres Kausalverhältnis an den Tag gebracht wird (R 130 f.).

Natürlich kann man Durkheim viel nachsehen, aber es hat keinen Sinn, diese Ungereimtheiten wie gewöhnlich auf ein kleines Versehen oder Nichtwissen abzuwälzen. Sie sind Durkheims Art, schwerwiegende Probleme in seinem Programm unter den Teppich zu fegen. Wiederum kann keine „kleine Korrektur“ diese Probleme beheben.

4.1.3. *Die Komplexität von sozialen Phänomenen versus die Beweisbarkeit von allgemeinen Hypothesen*

Wie Durkheim selbst festgestellt hat, steigt durch Komplexität die Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit von Typenbildung und von kausalen Faktoren (siehe 2.2.3.). Ebenso nimmt die Schwierigkeit zu, eine Hypothese zu widerlegen (R 131). Wenn zwei Variablen miteinander korrelieren, wie wissen wir dann, daß nicht beide von einer dritten abhängen? Wann müssen wir nach weiteren Variablen suchen? Dies ist inzwischen schon ein Textbuchproblem geworden, aber die Ad-hoc-Lösung, die Durkheim vorschlägt, ist trotzdem interessant. Es sagt, wir müssen mit Hilfe von „Deduktion“ (ein Durkheimscher Euphemismus für „Theorie“, die, im Gegensatz zu anständigen Gesetzen, die induktiv gefunden werden (R 27, 53 f.), „ausgedacht“ ist und vom Hintergrundwissen abhängt) zu zeigen versuchen, wie ein Variablenwert den anderen produziert haben könnte. Dann müssen wir diese Theorie testen (d.h. versuchen sie zu verifizieren), und wenn das glückt, dann wissen wir, daß wir nicht nach einer weiteren Variable zu suchen brauchen (R 132). Wenn wir keine solche Theorie haben oder die Variablenbeziehung im Widerspruch zu bewiesenen Gesetzen steht, dann müssen wir weiter suchen. Als Beispiel gibt Durkheim Selbstmord und Erziehung. Es ist unmöglich, sagt er, zu verstehen, wie Bildung zu Selbstmord führen kann; eine solche Erklärung stünde im Widerspruch zu Gesetzen aus der Psychologie: Bildung erfaßt nur die äußeren Regionen des Bewußtseins, während der Instinkt der Selbsterhaltung eine unserer fundamentalen Neigungen ist.

Darum fragen wir uns nun, ob nicht beides von einer dritten Variable abhängig ist. Diese gemeinsame Ursache ist die Schwächung des religiösen Traditionalismus, die sowohl den Wissensdurst als auch die Tendenz zum Selbstmord verstärkt (R 132).

Wiederum lasse ich die Qualität der Erklärung beiseite. Worum es geht, ist, daß Durkheim hier (und nur hier auf dieser Seite des Buches) eine Methode ad hoc einführt, die gegen seine Auffassung von Wissenschaftlichkeit und gegen die Auffassung von Soziologie als autonomer Wissenschaft verstößt. Erstens sind diese Theorien von einer besonderen Art: Sie betreffen nicht soziale Phänomene in einer Wenn-Dann-Beziehung, sondern sie geben einen Mechanismus an, wie ein Phänomen das andere hervorbringt. Es ist sicher kein Zufall, daß Durkheim in seinem Beispiel nicht von Selbstmordrate und Erziehungsniveau spricht, sondern von Selbstmordtendenz und Wissensdrang. Er muß nämlich die Variablen auf ein Niveau bringen, auf dem er etwas über diesen Mechanismus sagen kann, und dies Niveau ist das individuelle Niveau. Dies aber eliminiert die Eliminierung des Individuums und macht damit die Autonomie der Soziologie zunichte. Darum kann Durkheim sein Programm nicht darauf einstellen. Wie das Individuum verschwindet auch die theoretische Erklärung beim Testen in das Hintergrundwissen und aus dem Programm. Auch hier hilft keine Korrektur des Programms, eben weil Durkheim auf zentrale Aspekte angewiesen ist, die er nicht in sein Programm aufnehmen kann.

4.2. *Konsequenzen des Programms und der Ad-hoc-Lösungen*

Das Programm und die Ad-hoc-Lösungen, die Durkheim für die internen Widersprüche anbietet, haben viele Konsequenzen für die Entwicklung der Soziologie. Hiervon will ich nur einige an dieser Stelle besprechen, die mir besonders zentral zu sein scheinen.

4.2.1. *Die Eliminierung des Handelns*

Durkheim bedient sich häufig einer Art von Argumentation, die dem Leser zwei Alternativen anbietet, von denen eine deutlich nicht akzeptabel ist. Die andere bleibt dann als einzige

Möglichkeit übrig. Zum Beispiel: „Wir müssen uns entscheiden: entweder sind soziale Phänomene mit Wissenschaft nicht zu erfassen oder sie gehorchen denselben Gesetzen wie der Rest des Universums“ (M 10). Auf gleiche Weise begründet Durkheim die Eliminierung des Individuums: Entweder hängt alles vom Individuum ab oder von der „Gesellschaft“ (R 97 ff., passim). Es ist schon Parsons (1937: 446) aufgefallen, daß Durkheim hierdurch auch das Handeln aus der Soziologie eliminiert. Parsons selbst hat sich jedoch auch in diesem Punkt weitgehend mit Durkheims Standpunkt versöhnen können (cf. zum Beispiel Parsons 1951: 42 f.).

Um das Individuum zu eliminieren, mußte Durkheim alle möglichen Unterschiede von Verhaltenssteuerung verwischen. Jede Art von sozialem Einfluß ist eben „sozialer Zwang“, und nur darauf kommt es Durkheim an. Sehen wir uns ein paar Beispiele von sozialem Zwang an, die Durkheim selbst gibt. *Sozialisierung* ist sozialer Zwang, weil das Kind gezwungen wird, bestimmte Formen von Denken, Sehen und Handeln zu internalisieren (R 6). Hierdurch wird Pflicht auch zum Erstrebenswerten (R lvi). *Prestige* ist sozialer Zwang, weil wir dieses kollektiven Repräsentationen zuschreiben und uns dadurch ihnen unterwerfen (R Iv, 102). *Sanktionen* sind sozialer Zwang, da sie Verhaltensalternativen mit Konsequenzen versehen, denen ich lieber aus dem Weg gehe (R 2). Der *Status quo* ist sozialer Zwang, weil ich ihn nicht gewählt habe (R 2) und weil er sich mir widersetzt, wenn ich mich nicht füge (R 3). Zum Beispiel, wenn ich in Frankreich nicht Französisch sprechen will, habe ich Schwierigkeiten, und wenn ich Französisch spreche, dann habe ich doch diese Sprache nicht erfunden. Oder wenn ich als Unternehmer Produktionsmethoden des letzten Jahrhunderts gebrauche, dann werde ich mit Sicherheit ruiniert. Gebrauche ich aber moderne Methoden, dann habe ich sie wiederum nicht erfunden. Erfinde ich schließlich doch etwas Neues, dann spüre ich den Zwangscharakter des Alten am Widerstand, den es leistet (R 3).

All diese Dinge sind sozialer Zwang und formen daher *einen* Gegenstand, was seinerseits Soziologie als autonome Wissenschaft möglich macht. Zu untersuchen sind eben nur noch diejenigen Tatbestände, die Verhalten steuern. Dabei verwendet Durkheim wieder die bekannte Art der

Argumentation: Entweder Verhalten ist gesteuert *und damit determiniert* oder es ist willkürlich und kein Gegenstand der Soziologie als Wissenschaft. Dies gilt insbesondere für Entscheidungsverhalten (also Handeln): Wenn menschliche Ziele Handeln bestimmten, dann gäbe es keine sozialen Regelmäßigkeiten und keine Soziologie. Da es aber augenscheinlich diese Regelmäßigkeiten gibt, ist zielgerichtetes Handeln eine Illusion der Handelnden, und Soziologie als Wissenschaft ist möglich (R 93 f., xxxix, lviii, 5). Verhaltenssteuerung ist also die Soziologie konstituierende *Tatsache*, nicht ein Gegenstand soziologischer Untersuchung. Handeln ist vom Programm eliminiert und taucht nur noch über den Umweg des Hintergrundwissens (ad hoc) wieder auf.

Die Eliminierung von Handeln hat deutliche Konsequenzen für die Problemselktion in der Soziologie. Zum ersten verschiebt sich die Aufmerksamkeit in der soziologischen Theoriebildung mehr und mehr auf *strukturierte kognitive Aspekte*, die Handeln in keiner angebbaren Weise implizieren: strukturierte Erwartungen (Normen, Rollen), Überzeugungssysteme (Orientierungen, Wertsysteme, Weltanschauungen), Symbolsysteme (Sprache, Klassifikationen) usw. Schon bei Durkheim selbst ist nach den *Regeln* dieser Trend deutlich zu sehen (z.B. Durkheim und Mauss 1903; Durkheim 1912). Dazu kommen theoretische Ausführungen, die diese Konzentration auf kognitive Aspekte rechtfertigen sollen: Über Sozialisierung und die soziale Persönlichkeit, über Rollen als Vermittler zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft, über den Nachweis, daß auch abweichendes Verhalten konform ist (Mertons Anomietheorie), etc.

Zum zweiten verschiebt sich die Aufmerksamkeit in der Forschung mehr und mehr auf die Untersuchung sozialer „Faktoren“, die kognitive Aspekte (wie Attitüden, Erwartungen, Wertschätzungen) beeinflussen. Auch hier ist Handeln weitgehend verschwunden und verdankt sein sporadisches Auftauchen nur noch der Annahme, daß es durch die untersuchten kognitiven Aspekte determiniert wird.

Es soll hier nicht suggeriert werden, daß es keinen Sinn hätte, kognitive Aspekte zu erforschen; es geht vielmehr darum, daß es, wegen der Eliminierung von Handeln, nicht möglich ist, den

Ursprung, die Wirkungsweise und die Folgen von Institutionen zu erforschen, obwohl das doch gerade im Durkheimschen Programm gefordert wird. Zum Beispiel: Ohne Theorie des Handelns ist es selbst in einer kleinen Gruppe nicht möglich, *Interdependenzen* zwischen Individuen zu erklären. Warum sollen in dieser Gruppe überhaupt Normen entstehen und warum diese und keine anderen Normen? Innerhalb des Durkheimschen Programms ist es nicht möglich, diese Frage für eine beliebige Gruppe zu stellen, ohne bereits das Programm zu sprengen (cf. Lindenberg 1979). Ebenso wenig ist es ohne Theorie des Handelns möglich, anzugeben welche *Konsequenzen* es hat, wenn Menschen sich tatsächlich konform einer Norm verhalten. Stellen wir uns zum Beispiel vor, daß das Eigentumsrecht auch auf Meere ausgedehnt wird und daß sich alle Beteiligten an das Eigentumsrecht halten (sozialer Zwang). Was können wir jetzt über die Folgen dieser Rechtsausbreitung sagen? Wie werden sich die Beteiligten hinsichtlich Fischfang, Wasserverschmutzung, Energieerschließung, Wasserverkehr usw. verhalten? Selbst unter dieser günstigsten Annahme, daß die Beteiligten sich an das Gesetz halten, ist innerhalb des Durkheimschen Programms nichts über die Folgen des Gesetzes zu sagen. Um diese Folgen aber geht es ihm ausdrücklich (siehe oben, 2.2.4.).

Mit dem Handeln sind natürlich alle Nützlichkeitsabwägungen weggefallen. Durkheim sagt dann auch lapidar, daß Nützlichkeit nichts mit dem Ursprung eines sozialen Phänomens zu tun hat (R 110). Da er nun aber doch nach den sozialen Folgen von sozialen Tatsachen forschen will, will er Nützlichkeit nicht ganz aufgeben. Er sagt: „Während Nützlichkeit einer Tatsache nicht der Grund ihres Entstehens ist, so ist die Nützlichkeit dieser Tatsache doch allgemein nötig, damit diese bestehen bleibt“ (R 97). Warum ist das so? Er fährt fort: „Denn dadurch, daß die Tatsache nicht nützlich ist, ist sie schädlich, weil sie Anstrengung kostet, ohne einen Gewinn zu liefern.“ Diese Bemerkung läßt aufhorchen, denn sie führt die Rudimente einer Handlungstheorie ein. Schon im nächsten Satz aber macht Durkheim einen Rückzieher und sagt, daß er hiermit ein „Defizit“ im „Budget“ des sozialen Organismus meint. Durch die Eliminierung von Handeln sieht sich Durkheim immer wieder gezwungen, Kollektive und Abstraktionen analog zu Individuen zu behandeln.

„Die Ursache braucht ihren Effekt, und der Effekt bezieht seine Energie von der Ursache“ (R 95), so lautet ein anderes Beispiel für *Reifikation*. Die Ironie der Sache ist, daß weder Durkheim noch seine Erben ohne Handlungstheorie gute Funktionalisten sein können, daß aber das Programm ihnen im Weg steht, um explizit von einer Handlungstheorie auszugehen.

Parsons (1937: 382) sagt, daß der große Durchbruch bei Durkheim kam, als er sah, daß Handlungsziele selbst sozial beeinflußt sind. Parsons stellt die Sache so dar, daß hier dem Utilitarismus ein Todesstoß versetzt worden sei. Nun zeichnen sich Parsons' und Durkheims Rekonstruktionen „des Utilitarismus“ dadurch aus, daß Nützlichkeitsabwägungen genau dann nicht mehr als solche zählen, wenn Handlungsziele sozial beeinflußt sind (R 105 f.). Dies sei ihnen unbenommen. Aber sie machen es sich schwer, wenn nicht unmöglich, zu untersuchen, wie denn die Handlungsziele von Institutionen und anderen sozialen Umständen abhängen. Zum Beispiel ist die Klassenanalyse des „Utilitaristen“ Adam Smith nichts anderes als die Analyse von institutionellen Faktoren, die die Handlungsziele von Angehörigen einer Klasse beeinflussen. Der Arbeiter muß Lohn maximieren, der Unternehmer Gewinn und der Landeigentümer Rente (cf. Lindenberg 1980). Es ist Durkheim (und Parsons) auch nicht möglich, den sozialen Einfluß auf die Struktur der verschiedenen Handlungsziele aufzuzeigen. Welchen Einfluß hat die Monotonisierung von Arbeit auf die Länge der Zielketten von Individuen? Welchen Einfluß hat Religion darauf? Welchen Einfluß hat die soziale Position auf Information und auf Zielsetzungen (cf. Lindenberg 1976 und 1977a)? All diese Fragen sind innerhalb des Durkheimschen Programms nicht zu stellen, geschweige denn zu beantworten.

Für Durkheim sind, wie wir gesehen haben, *Größe* einer Gruppe und ihre Dichte die Hauptfaktoren menschlicher Evolution, da sie das interne Milieu bestimmen. Wie aber stellen wir fest, welchen Einfluß Gruppengröße auf Handeln hat, wenn wir keine Handlungstheorie haben? Es ist sicher kein Zufall, daß innerhalb des Durkheimschen Programms typische Probleme, die mit Gruppengröße zusammenhängen, wie etwa das Partizipationsproblem, das Informationsproblem, das Problem kollektiver Ent-

scheidungen, nicht gestellt werden können. Die Beziehung zwischen Größe (und Dichte) und Arbeitsteilung, die Durkheim aufstellt, wird, wie wir gesehen haben (oben 4.1.1.), durch ihn nicht im Rahmen seines Programms, sondern im Rahmen von „Hintergrundwissen“ aufgestellt.

4.2.2. Die Entstehung einer Schatten-Methodologie

Durkheim zufolge nimmt die Komplexität sozialer Phänomene und ihrer Interaktion mit der evolutionären Entwicklung zu (R 138). Mit zunehmender Komplexität steigt auch die Interdeterminiertheit der Phänomene (R 88) und die Wahrscheinlichkeit, daß man nicht alle relevanten Faktoren berücksichtigt hat (R 129 f.; siehe auch oben 2.2.3.). Anders ausgedrückt: mit Komplexität nimmt auch die *Unvollständigkeit von Hypothesen* zu (siehe auch Gadenne 1979). Unvollständige Hypothesen sind Hypothesen, die mehr oder weniger „störende Faktoren“ zulassen, die bewirken, daß die behauptete Beziehung nicht eintritt. „Es ist möglich, daß die Ursache durch eine entgegengesetzte Ursache daran gehindert wurde, ihren Effekt zu produzieren“, sagt Durkheim (R 131).

Wie verhalten sich unvollständige Hypothesen zu Durkheims Programm? Das Programm fordert einen radikalen Bruch mit common-sense und Laienideen und die Eliminierung aller vorgefaßter Meinungen. Das Programm fordert auch deterministische Gesetze, die unabhängig von Raum und Zeit gültig sind. Wie nun kann man diesen Forderungen bei unvollständigen Hypothesen Folge leisten (siehe Lindenberg 1982)? Wenn man alle störenden Faktoren kennt und über sie auch deterministische Gesetze (die auch noch wahr sind) hat, dann ist es möglich, die Unvollständigkeit zu neutralisieren. Hypothesen sind dann nicht nur falsifizierbar, sondern auch auf sinnvolle Weise als potentielle Anwärter auf den Status von wahren nomologischen Gesetzesaussagen zu sehen. In der Soziologie (wie in allen Sozialwissenschaften) ist dieser Zustand nicht sehr wahrscheinlich. Zur Komplexität gesellt sich der schiere Mangel an vollständigen Daten (cf. Hayek 1964) und das Problem, wie Wissen, das sich unvorhersagbar verändert, die gesellschaftlichen Beziehungen beeinflusst (cf. Popper 1960). In

Durkheims Programm wird diese Lage noch dadurch verschärft, daß wir nicht einmal unseren common-sense gebrauchen dürfen, um wenigstens mit Vermutungen einige störende Faktoren zu identifizieren.

Wir wissen, daß Durkheim selbst keineswegs davor zurückschrecken würde, common-sense zu gebrauchen und es mit deterministischen Gesetzen nicht so ernst zu nehmen. In diesem Fall trifft aber das Sprichwort nicht zu, daß man höher zielen muß, um ins Schwarze zu treffen. Es ist nicht so, daß Durkheim die ideale Situation skizziert, die dann in der Forschungspraxis eben nur approximiert wird. Etwas ganz anderes ist der Fall. Auf der einen Seite verwässert Durkheim sein Programm, und auf der anderen Seite entwickelt er eine Schatten-Methodologie, die nicht in sein Programm paßt und auch *systematisch* nicht entwickelt werden kann, da sie nicht ins Programm paßt und nur im Hintergrundwissen ein schmachliches Dasein fristet. Die Verwässerung seines eigenen Programm bezieht sich vor allem auf „Gesetze“. Zum Beispiel: Nachdem er festgestellt hat, daß sich unvollständige Hypothesen nicht so einfach falsifizieren lassen, sagt er: „Wann immer wir gezeigt haben, daß zwei Tatsachen in einigen Fällen kovariieren, sind wir sicher, daß wir es mit einer Gesetzmäßigkeit zu tun haben“ (R 133). Dazu müssen wir die Fälle nur sorgfältig ausgesucht haben (aufgrund unseres Hintergrundwissens). Die Ansprüche, die er an nomologische Gesetze stellt, sind nicht sehr hoch gesteckt. Hierdurch wird es möglich, daß man weiter an der Zielsetzung allgemeiner, deterministischer Gesetze festhält. Im Hintergrund aber liegt die Schatten-Methodologie bereit, um mit der Unvollständigkeit von Hypothesen fertig zu werden. Diese Methodologie ist oben (4.1.3.) schon kurz umrissen worden. Sie besteht daraus, auf der Basis von common-sense und anderem Hintergrundwissen ad hoc eine Theorie zu basteln, die angibt, wie die Ursache den Effekt hervorruft. Diese Theorie erlaubt die Selektion von Variablen und schafft eine Basis zur Einschätzung von störenden Elementen. Beim Operationalisieren der Variablen werden auch solche Theorien gebraucht. Beim Testen der Hypothese werden nun nicht allein die Hypothese, sondern auch die im Hintergrund stehenden Theorien als ein Paket getestet, wäh-

rend das Testresultat allein auf die Hypothese bezogen wird.

Der wichtige Punkt hier ist nicht, daß Ad-hoc-Theorien gebraucht werden, sondern daß die Schatten-Methodologie selbst ad hoc bleiben muß, da sie offiziell gar nicht existieren darf. Holt man aber die Schatten-Methodologie aus ihrem Versteck, dann fallen eine Reihe von Grundpfeilern des Durkheimschen Programms: Die Forderung, Soziologie müsse und könne allgemeine, deterministische Gesetze aufstellen; die Forderung, daß Hypothesen für sich getestet oder gar bewiesen werden müssen; die Forderung, daß zwischen common-sense und Laienideen auf der einen Seite und Wissenschaft auf der anderen Seite ein radikaler Bruch bestehen müßte; die Auffassung, daß Erklärung im Aufweisen von Ursachen besteht (und gar noch im Aufweisen einer Ursache per Effekt); und die Behauptung, daß Soziologie eine „autonome“ Wissenschaft ist.

Die ans Licht geholte Schatten-Methodologie müßte angeben, wie man in der Soziologie überhaupt dazu kommen kann, den Mechanismus anzugeben, wie ein sozialer Tatbestand den anderen bewirkt; wie man aufgrund dessen auf wichtige Bedingungen stößt, die die Anfangs- und Randbedingungen für den angegebenen Mechanismus liefern, und wie das Problem der Komplexität gelöst werden könnte. Insbesondere müßte die Methodologie angeben, wie die folgenden beiden Fragen beantwortet werden können: 1. Wie kann man Handeln als sozial bedingt erklären und welche Rolle spielen dabei Institutionen, Interdependenzen, Größenordnungen und die Verteilung von Gütern? 2. Wie und unter welchen Umständen führt das Verhalten einer Vielzahl von Individuen zu welchen kollektiven Phänomenen? Das zweite Problem wird auch Transformationsproblem genannt (siehe Lindenberg 1977b und 1981 sowie de Vos 1981 und Raub/Voss 1981). Schlagwortartig kann man diese Methode, die schon von den schottischen Moralphilosophen angewendet wurde, mit „Modellbau“ bezeichnen, wobei auf systematische Weise vereinfacht wird (Komplexität), wobei keine *vereinzelt* Hypothesen aufgestellt oder getestet werden und wobei das theoretische Primat bei der *Handlungstheorie* liegt, das analytische Primat aber bei *sozialen* Phänomenen.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, mehr als diese etwas kryptische Zusammenfassung der Methode des Modellbaus anzubieten. Darüber kann man sich in der angegebenen Literatur unterrichten. Wichtig ist, daß Modellbau deutlich keine Verbesserung des Durkheimschen Programms ist, sondern dieses Programm integral ersetzt (cf. Lindenberg 1982 und 1983a).

5. Schluß

Viele Soziologen haben versucht, sich an Durkheims Programm zu halten und es nur hier und da anzupassen und zu verbessern. Es war die These dieses Aufsatzes, daß damit der Soziologie kein Freundschaftsdienst geleistet wurde. Hiermit wird nicht behauptet, daß Durkheims Programm nicht auch einige positive Züge hat. Durkheim hat deutlich eine Korrektur am Soziologiebetrieb seiner Tage anbringen wollen: mehr empirische Forschung, weniger Lehnstuhlforschung; weg mit Erklärungen sozialer Phänomene, die *nur* auf der menschlichen Natur beruhen (wie: Heirat entsteht durch Eifersucht); weg mit dem Planungsoptimismus, denn soziale Phänomene sind nicht leicht zu ändern; Moral ist ein wichtiges Studienobjekt und anderes. Aber Durkheim ist deutlich weit über sein Ziel hinausgeschossen. Durch sein Programm hat er kräftig dazu beigetragen, daß eine bedeutende soziologische Tradition (die der schottischen Moralphilosophen) für lange Zeit zum versteckten Handlanger einer Schatten-Methodologie verdammt war, während die „offizielle“ Soziologie soziales Handeln stillschweigend als Studienobjekt fallen ließ.

Literatur:

- Durkheim, E., (1892) 1965: Montesquieu and Rousseau. Ann Arbor: University of Michigan Press.
 Durkheim, E., (1895) 1950: The Rules of Sociological Method. Glencoe: Free Press.
 Durkheim, E., (1912) 1965: The Elementary Forms of Religious Life. New York: Free Press.
 Durkheim, E., 1973: Moral Education. New York: Free Press.
 Durkheim, E. /Mauss, M., (1903) 1963: Primitive Classification. Chicago: University of Chicago Press.
 Gadanne, V., 1979: Die Unvollständigkeit sozialwissenschaftlicher Hypothesen. S. 95–116 in: H. Albert und K. Stapf (Hrsg.), Theorie und Erfahrung. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Hayek, F.A., 1964: The theory of complex phenomena. In: M. Bunge (Hrsg.), *The Critical Approach to Science and Philosophy*. New York: Free Press.
- Hinkle, R., 1964: Durkheim in American Sociology. S. 267–296 in: K.H. Wolf (Hrsg.), *Essays on Sociology and Philosophy by E. Durkheim et al.*. New York: Harper and Row.
- Hirsch, F., 1977: *Social Limits to Growth*. London: Routledge.
- Kluckhohn, C., 1949: *Mirror for Man*. New York: McGraw-Hill.
- Lindenberg, S., 1975: Three psychological theories of a classical sociologist. *Mens en Maatschappij* 50: 133–153.
- Lindenberg, S., 1976: Doelketens en voorkeursorden. S. 21–50 in: W. Arts, S. Lindenberg und R. Wippler (Hrsg.), *Gedrag en Structuur*. Rotterdam: Universitaire Pers.
- Lindenberg, S., 1977a: The direction of ordering and its relation to social phenomena. *Zeitschrift für Soziologie* 6: 203–221.
- Lindenberg, S., 1977b: Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation. S. 46–84 in: K. Eichner und W. Habermehl (Hrsg.), *Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens*. Meisenheim: Hain.
- Lindenberg, S., 1979: Solidaritätsnormen und soziale Struktur. Beitrag für die Tagung der Sektion „Soziologische Theorien“, 7.–8.12.1979 in Bad Homburg.
- Lindenberg, S., 1980: Instigation of and participation in revolts and revolutions. An analysis of Marx' possible contribution to this problem and analysis of an alternative. Beitrag für den Studententag der „Werkgemeinschaft Verklarende Sociologie“. Utrecht, 6. Juni 1980.
- Lindenberg, S., 1981: Erklärung als Modellbau: Zur soziologischen Nutzung von Nutzentheorien. S. 20–35 in: W. Schulte (Hrsg.), *Soziologie in der Gesellschaft*. Bremen: Zentraldruckerei der Universität.
- Lindenberg, S., 1982: De onvolledigheid van algemene hypothesen: een pleidooi voor verklarende modellen. *Mens en Maatschappij* 57: 373–391.
- Lindenberg, S., 1983a: The new political economy: Its potential and limitations for the social sciences in general and for sociology in particular. In: W. Sodeur (Hrsg.), *Ökonomische Erklärung sozialen Verhaltens*. Duisburg: Sozialwissenschaftliche Kooperative.
- Lindenberg, S., 1983b: *Utility and Morality*. Kyklos (erscheint im Sommer 1983).
- Malinowski, B., 1954: *Magic, Science and Religion*. New York: Anchor Books.
- Nisbet, R., 1965: *Emile Durkheim*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Parsons, T., 1937: *The Structure of Social Action*. Glencoe: Free Press.
- Parsons, T., 1951: *The Social System*. Glencoe: Free Press.
- Popper, K., 1960: *The Poverty of Historicism*. 2. Aufl. London: Routledge.
- Raub, W. (Hrsg.), 1982: *Theoretical Models and Empirical Analyses: Contributions to the Explanation of Individual Behavior and Collective Phenomena*. Utrecht: Explanatory Sociology Publications.
- Raub, W./Voss, T., 1981: *Das individualistische Programm in den Sozialwissenschaften*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Schütte, H.G., 1976: Durkheim vs. Bentham. Anmerkungen zu zwei soziologischen Forschungsprogrammen. *Mens en Maatschappij* 51: 382–397.
- Selvin, H., 1965: Durkheim's Suicide: Further thoughts on a methodological classic. S. 113–126 in: R. Nisbet 1965.
- Sorokin, P., 1928: *Contemporary Sociological Theories*. New York: Harper and Row.
- Vos, H. de, 1981: *Verklaring en Interpretatie in de Sociologie*. Deventer: Van Loghum.
- Voss, T., 1982: Rational actors and social institutions: The case of the organic emergence of norms. S. 76–100 in: W. Raub (Hrsg.) 1982.
- Wilson, E.K., 1963: L'influence de Durkheim aux Etats-unis. *Revue Francaise de Sociologie* 4: 3–11.
- Wilson, E.K., 1973: Editor's Introduction. S. ix–xxviii in: Durkheim 1973.